

Das tolle Jahr 1848

in Schwarzburg-Rudolstadt

von

Friedrich Sigismund

Abhandlung zum Jahresberichte des Weimarischen Gymnasiums

Weimar

Druck der Hof-Buchdruckerei

1909

Progr. Nr. 914



9we
6 (1909)

914 b



Das tolle Jahr 1848

in Schwarzburg-Rudolstadt

von

Friedrich Sigismund

Abhandlung zum Jahressbericht des Weimarer Gymnasiums

Weimar

Verlag der Buchhandlung

1848

Preis 1/2 Rthl.



Das tolle Jahr 1848 in Schwarzburg-Rudolstadt.

Von

Friedrich Sigismund.

Die moderne Biologie wendet nicht nur den Großen im Reiche der Lebendigen ihre Aufmerksamkeit zu, sondern studiert mit gleicher Liebe das Tun und Treiben der Allerkleinsten. So darf auch der Historiker über der Beschäftigung mit den Riesen unter den Staaten die Zwerge nicht vergessen, denn auf dem Mosaikbilde der Geschichte hat das winzigste Steinchen Anspruch auf Platz und erfüllt einen Zweck. Von diesem Standpunkte ausgehend, möchte ich schildern, wie das tolle Jahr 1848 in einem deutschen Duodezfürstentume — in Schwarzburg-Rudolstadt — verlief. *) Dort zeigte sich die Revolution mehr von der menschlich-gemütlichen Seite und ist überaus bezeichnend für den Charakter des thüringischen Volksstammes, der sich in diesem walddreichen, etwas abgeschlossenen Ländchen ziemlich ursprünglich und rein erhalten hatte.

Um die Bewegung zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Schwarzburgs werfen. Es ist heute noch ein armes Land und war es damals in viel höherem Grade, weil es weniger Erwerbsgelegenheiten gab und der Fremdenverkehr, jetzt eine der wichtigsten Einnahmequellen, nicht mitzählte. Sein Hauptreichtum bestand in den Forsten, die dem Staate oder dem Fürstenhause — der „Herrschaft“, wie man dort sagt — gehörten und in denen mancher als Tagelöhner sein dürftiges Brot fand. Andere wieder — die sogenannten „Balsamträger“ — sammelten daselbst Heilkräuter, mit denen sie in den Apotheken und bei Privaten hausieren gingen. Die Industrie beschränkte sich auf einige dem Untergang geweihte Hammerwerke, Porzellanfabriken und Glasmacherei, die — wie noch jetzt — als Heimarbeit betrieben wurde. Die meisten Leute waren auf den Ertrag ihrer Äcker und eine sehr bescheidene Viehzucht angewiesen. Die Hauptnahrung war die Kartoffel; wenn diese mißriet, so gab es Hunger und Kummer weit und breit. Für die Jämmerlichkeit der Verhältnisse nur ein Beispiel. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts mußte der Schwarzburger Hammerbesitzer seine Waldungen losschlagen, und da weder die Gemeinde Schwarzburg noch Privatkapitalisten als Käufer auftreten wollten oder konnten, so ging der wertvolle Besitz an die Herrschaft über für das Spottgeld von 1000 Dukaten. Kein Wunder, daß Schwarzburg-

*) Quellen: Familienpapiere — Jugenderinnerungen eines Augenzeugen — und die „Deutsche Bürgerzeitung“ des Jahres 1848.

Rudolstadt eine ansehnliche Menge Auswanderer lieferte. Die Auswanderung wäre vielleicht noch stärker angeschwollen, wenn die Menschen nicht ein so geduldiger, zufriedener Schlag gewesen wären. Sie liebten ihre Heimat, und ihr geselliger, heiterer Sinn fand volle Genugtuung in den bescheidenen Vergnügungen, die sie sich gönnen konnten, und half ihnen über die quetschende Enge ihres Daseins hinweg.

Das Ländchen war seit 1816 Verfassungsstaat, aber der aus 16 Mitgliedern bestehende Landtag spielte gar keine Rolle. Der Staat hatte seinen Mittelpunkt in der Person des Fürsten Friedrich Günther, der seit 1807 unter Vormundschaft, seit 1814 selbständig regierte. Friedrich Günther war ein wohlmeinender, gerechter, verständiger Herrscher, der viel Gutes gestiftet hat. Die Kunststraße durch das Schwarzatal, die diesen wundervollen Flecken Erde dem reisenden Publikum erschlossen hat, ist ihm zu verdanken, wie er überhaupt alle verfügbaren Einkünfte auf Wegebauten und Verschönerungen verwendete. Er schuf die herrliche Terrasse vor dem Schlosse zu Schwarzburg, das er durch Niederreißung von einer ganzen Reihe die Landschaft verunstaltenden Hütten freilegen ließ, und entfernte das Zuchthaus, das sich früher dort befunden hatte, und in der Residenz Rudolstadt wurde der Bau eines neuen Theaters in Angriff genommen, das freilich nicht zur Vollendung gediehen ist. Er war ungemein sparsam, einfach in seinem Wesen und noch mehr in seiner Kleidung. Die Farbe seiner Mäntel und Röcke war durch langes Tragen verschossen, und man sagte ihm nach, daß er bei den Hofdamen Nähnadeln und Seide geholt habe, um kleine Schäden an seiner Kleidung selbst auszubessern. Mit seinem Kutscher tauschte er einmal die Mütze und gab ihm das Geld, das sie gekostet hatte, weil er fürchtete, mehr als jener bezahlen zu müssen, wenn er selbst zum Mützenmacher schickte. Einmal wurde er wegen seines schäbigen Anzugs von Fremden, die das bei Blankenburg gelegene Jagdschloßchen „Eberstein“ besichtigen wollten, für einen Waldhüter gehalten und gebeten, sie herumzuführen. Er tat es und steckte beim Abschied schmunzelnd das Fünfgroschenstück ein, das ihm ein Herr als Trinkgeld in die Hand drückte, um dann zu Hause seinen „Verdienst“ stolz seiner Gemahlin zu zeigen. Dabei war er gutherzig und mildtätig: aus der Hofküche wurden eine Menge Bedürftige unterstützt. Seine Untertanen zollten ihm eine aufrichtige Verehrung, was sie freilich nicht hinderte, mit ihm in patriarchalisch ungezwungener Weise zu verkehren. Als der Fürst z. B. eines Tages bei einem Bau zugegen war und die Arbeiter Holzpfähle mit ziemlicher Gewalt herausschlugen, sagte ein alter Zimmermann zu ihm: „Durchlaucht, gihn Se weck. Wie leicht kann Sie su ä Rättel an'n Nischel fliege!“ Jedenfalls bot die Person des Fürsten Friedrich Günther den Mißvergnügten keinerlei Angriffsfläche dar. Wie hätten sie sich auch über einen Mann beklagen sollen, der überaus einfach lebte, nicht duldete, daß neue Steuern erhoben wurden, und seine Ersparnisse zum Besten des Landes verwendete?

Man muß sich fragen: Hatten die Schwarzburger überhaupt Grund, eine Revolution herbeizuführen? Streng genommen nicht. Man war allerdings mit den Ministern und Räten des Fürsten unzufrieden, aber ohne ihnen schreiende Mißbräuche und drückende Ungerechtigkeiten nachweisen zu können; wenigstens ist man nach der Revolution, als vollkommene Preßfreiheit herrschte, nicht öffentlich mit Anklagen gegen sie aufgetreten. Die Ausgaben des Staates waren gering: die Beamten wurden dürftig bezahlt — was freilich eine Menge Veruntreuungen von Kassengeldern zur Folge hatte — das Militär kostete wenig, denn die nach dem Lossystem eingezogenen Rekruten wurden nach einer Übung von wenigen Wochen wieder heimgeschickt.

Allerdings wurde große Erbitterung hervorgerufen durch eine gar zu parteiische, gar zu auffällige Bevorzugung des Adels. Alle einigermaßen hervorragenden mit Einnahmen und Ehren

verbundenen Stellen des Fürstentums waren mit Adligen besetzt. Ja, es wurde behauptet, daß ganz unnötige Posten geschaffen worden seien, um bisher noch unversorgte Edelleute unterzubringen. Die Söhne bürgerlicher Familien — mit verschwindenden Ausnahmen — wußten beim Abgang von der Universität, daß ihrem Ehrgeiz bestimmte Schranken gesetzt seien. Im Grunde genommen hätte die große Masse des Volkes jedoch hieran keinen Anstoß zu nehmen brauchen, da sie ja zu arm war, um ihre Kinder auf Schulen und Universitäten schicken zu können, und es ihr einerlei sein konnte, wer die für sie selbst unerreichbaren Stellen erhielt. Es traf sich aber unglücklich, daß sich die Machthaber die Beliebtheit außerdem verscherzten durch Maßregeln, die eigentlich mehr Lob als Tadel verdient hätten. Man hatte nämlich den Versuch gemacht, größere Ordnung in die Staatsverwaltung zu bringen. Der Hauptreichtum des Landes bestand in den Forsten, und mit den Erträgen dieser war nicht zum Besten gewirtschaftet worden. Jetzt begann man, die Abtriebe nach gewissen Regeln zu bewerkstelligen, die Einnahmen aus den geschlagenen Hölzern streng zu beaufsichtigen, aber auch dem Holz holenden Publikum schärfer auf die Finger zu sehen, um eine Verwüstung des Waldes zu verhüten. Es lagen dürre Äste genug umher, so daß die Armen Gelegenheit gefunden hätten, ihren Holzbedarf zu sammeln, ohne sich straffällig zu machen. Jeder wollte es aber so bequem wie möglich haben und schlug lieber einen Baum in der Nähe nieder, als daß er einen weiten Weg gemacht hätte, um Reisig zu lesen. Wurde er nun bei seiner Tat ertappt und nach der Anzeige des Forstbeamten zur Strafe gezogen, so beklagte er sich bitter über die große Tyrannei, das für alle Menschen wachsende Holz den Armen zu verbieten. Die Schachtelmacher zürnten über die hohen Preise des ihnen zur Arbeit nötigen Holzes; die Fabriken behaupteten, daß man ihnen nicht genug Material zum Schmelzen des Eisens, des Glases, des Porzellans liefere; kurz, die Forstbeamten zogen sich den allgemeinen Unwillen zu. Ferner wurden noch die von der Polizei erlassenen Verordnungen gegen Vogelfang, gegen feuergefährliches Tabakrauchen, gegen das Singen auf den Straßen, gegen die Versammlungen der jungen Leute in den Spinnstuben usw. verurteilt. Es läßt sich nicht leugnen, daß mancher Landrat zu viel des Guten tat und das Volk durch kleinliche Polizeimaßregeln und Strafen erbitterte. Diese Unzufriedenheit wuchs infolge der furchtbaren Teuerung des Jahres 1847. Zwar konnte man der Regierung keine Schuld hieran zusprechen, allein sie hätte zeitiger für Lebensmittelfuhr sorgen müssen. Da das Fürstentum noch keine Bahnverbindung besaß, so entstanden die größten Verlegenheiten, weil die Vorräte bald aufgezehrt waren und man gezwungen wurde, in weiter Ferne Ersatz zu suchen. Der Preis des Roggens stieg zu einer schreckenerregenden Höhe, zumal wenn man den damals noch äußerst niedrigen Arbeitslohn dagegenhält. Um der Not zu steuern, ließ die Regierung die Wegebauten fortsetzen und errichtete auf dem Schlosse zu Schwarzburg eine Niederlage von Reis und Hülsenfrüchten, die aber den Armen wenig Vorteile gebracht haben kann, sonst wäre sie nicht eines Nachts bestohlen worden . . . Man sieht, die eigentlich politischen Gründe für einen Umsturz der Dinge sind schwach vertreten. Für die jämmerliche Lage Deutschlands hatten nur wenige Verständnis. Die Gebildeten schwärmten für Napoleon; auf den Rausch der Befreiungskriege war ein gründlicher Katzenjammer gefolgt, und unter der Aufsicht des Bundestages, der die Rolle eines grämlichen Schulmeisters spielte, herrschte die Ruhe eines Kirchhofs. Die Zeitungen durften nichts Aufregendes bringen, damit der gute Staatsbürger nicht in seinem Hindämmern gestört wurde. Deutschland war mehr als je ein geographischer Begriff.

Wie wir aber auch von unserm Standpunkt aus urteilen mögen — jedenfalls war Brennstoff aufgehäuft, der leicht in Flammen aufgehen konnte, wenn der zündende Funke hineinfiel.

Dieser Funke war die französische Februarrevolution. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses warf sich ein Regierungsbeamter, namens Hönniger, zum Führer der Unzufriedenen auf — wie man behauptet, aus gekränktem Ehrgeiz, weil man eine höhere Stelle, auf die er rechnete, einem Adligen gegeben hatte. Genug, er berief eine Volksversammlung nach dem sogenannten „Felsenkeller“, einer außerhalb der Stadt gelegenen, damals viel besuchten, mit Bierwirtschaft verbundenen Brauerei, und hier wurden die der Regierung vorzulegenden Forderungen, notwendige Reformen betreffend, beraten und zum Beschluß erhoben. Zugleich wurde eine Abordnung gewählt, um diese Wünsche dem Fürsten Friedrich Günther zu übermitteln. Obgleich diese nichts weiter enthielten als die bekannten, heutzutage überall eingeführten Veränderungen, wie Preßfreiheit, Ministerverantwortlichkeit usw., so stießen sie doch anfangs bei dem Fürsten auf Widerstand. Dieser durchaus redliche, von ehrlichem Wohlwollen für sein Land beseelte Regent fühlte sich, wahrscheinlich gerade weil er sich seiner guten Eigenschaften und Absichten bewußt war, durch das gewaltsame Gebahren seiner Untertanen tief gekränkt. Es befanden sich unter den Abgesandten Leute, die dem Fürsten wegen besonderer Vergünstigungen Dank schuldeten, und die doch nicht taktvoll genug gewesen waren, sich zurückzuhalten, und dies mag ihn erbittert haben. Kurz, er wollte anfangs von erzwungenen Zugeständnissen nichts wissen. Die Aufregung in der Stadt wuchs. Die Radikalen gewannen Oberwasser, improvisierten eine Art Zeughaussturm und holten aus dem Militärdepot Waffen, die zur Ausrüstung einer Bürgerwehr benutzt wurden. Aber gerade diese Bürgerwehr übte einen heilsamen Einfluß aus, indem sie die Ordnung aufrecht erhielt. Die Soldaten hätten bei ihrer geringen Anzahl doch nichts ausrichten können, auch wenn der Wille vorhanden gewesen wäre, den Aufruhr mit Gewalt niederzuschlagen. So kam es zu keinen größeren Ausschreitungen. Wohl mußten einige besonders verhaßte Personen vor dem allgemeinen Unwillen fliehen, doch floß kein Tropfen Blut, und als einige Schreier die Masse aufhetzen wollten, das Eigentum eines früheren Ministers zu zerstören, griffen die Führer der Bewegung, die sogenannten „Volksfreunde“, ein und verhüteten diese Torheit. Noch friedlicher wurde die Stimmung, als Fürst Friedrich Günther bei ruhigerer Überlegung seinen Widerspruch aufgab und ein liberales Ministerium berief, das nun die Wünsche des Volkes gewährte. Der denkwürdige Tag dieser Miniaturrevolution war der zehnte März. Zu seiner Verherrlichung wurde auf dem Anger eine Art Freiheitsbaum errichtet in Gestalt einer mit den schwarz-rot-goldenen Farben verzierten Säule, auf der die Inschrift „10. März“ prangte und vor der sich eine Tribüne für die Volksredner befand. So war Rudolstadt Preußen voraus, wo die Revolution erst am 18. März losbrach.

Nun begann ein Treiben, das uns Söhne einer reiferen Zeit manchmal komisch anmutet, aber wir dürfen nicht vergessen, daß Deutschland damals noch in den politischen Kinderschuhen steckte. Die neugegründete „Deutsche Bürgerzeitung“ — dreimal wöchentlich erscheinend — stellte sich in den Dienst der freiheitlichen Bestrebungen. Ich kann mir nicht versagen, etwas aus dem Aufruf mitzuteilen, den das Probeblatt vom 15. Juni bringt. Da hieß es: „Wir laden die gesamte Staatsbürgerschaft unsres lieben Schwarzburger Vaterlandes ein, die Feder recht oft zum Wohl der guten Sache als Organ des souveränen, reformierenden Volkes zu ergreifen und nicht zu vergessen, daß die preßfreie „Deutsche Bürgerzeitung“ die unbesiegbare Avantgarde, die moralische Flinte des Volkes ist. Wer es vermag, für Licht und Recht seine Stimme zu erheben, wer fern von niederer Leidenschaft die im Finstern nagende Sünde zu entlarven und die niedergedrückte Unschuld am ewig grünen Baum der Hoffnung wieder emporzuranken gedenkt, wer Gutes schaffen will durch freies Manneswort, wer überhaupt ohne gleißnerische Schminke das Wohl seiner Mitmenschen durch Wort und Tat begründen will, der sei uns

herzlich willkommen. Unsere Deutsche Bürgerzeitung, eine Volksstimme, wird dadurch zugleich Gottesstimme.“ Das schwülstige Deutsch stimmt uns heiter, aber man berauschte sich damals allgemein gern an Phrasen. So enthielten die Satzungen des am 29. Juli gegründeten Volksvereins, der auf konstitutionell-monarchischer Grundlage ruhte und gegen die Republik kämpfte, den klassischen Paragraphen: „Handelt es sich um eine offenbare Reaktion gegen diese Grundsätze von irgend einer Seite, so sind die Mitglieder des Vereins nötigenfalls auch bereit, ihr Leben für die gute Sache zu opfern.“ Selbst die Gewerbetreibenden verfielen dieser Sucht, sich geschraubt und pomphaft auszudrücken. Der Wirt des Gasthofs zu Paulinzella ließ z. B. folgende närrische Anzeige los: „Einladung zum großen Lola- und Barrikadenschießen. Für feine konstitutionell-demokratische Braunbiere sowie reinstes kommunistisches Weißbier wird bestens gesorgt sein.“

Im Ländchen ging nun alles in der gemütlichsten Weise drunter und drüber, besonders in Rudolstadt. Selbst das Gymnasium scheint mit in den Strudel hineingezogen worden zu sein. Wenigstens finden wir am 9. September folgende Erklärung abgedruckt: „Dem in hiesiger Stadt verbreiteten Gerüchte, als seien sie die Urheber der am 6. und 7. zweien ihrer Lehrer gemachten Demonstrationen sowie Teilnehmer an denselben gewesen, widersprechen hiermit die Schüler der 1., 2. und 3. Klasse des Gymnasiums.“ Zunächst äußerte sich der überschäumende Freiheitsdrang in Festen aller Art. Man veranstaltete Scheibenschießen und betätigte seine Mannhaftigkeit auch sonst durch rücksichtsloses Hantieren mit dem Feuergewehr. Die Knallerei wurde schließlich so schlimm, daß im Oktober Streifwachen der Bürgerwehr von 6 Uhr abends an ausgeschiedt werden mußten, um dem wüsten Geschiesse zu steuern, das in Stadt und Umgebung überhand genommen hatte. Es wurden Konzerte gegeben; da der Fürst im gerechten Groll über die Widerspenstigkeit seiner Untertanen nicht wie sonst eine Schauspielertruppe berufen hatte, so wurde ein Liebhabertheater eingerichtet, das z. B. „Wallensteins Lager“, Körners „Nachtwächter“ usw. spielte. Alle Augenblicke fand eine Fahnenweihe statt, bei der tüchtig geläutet wurde. Es schien nirgends an Geld zu mangeln, und doch wurde äußerst wenig gearbeitet, weil man zuviel politisierte. Der Handwerksmann ging wohl aus mit den besten Absichten von der Welt, sein Arbeitszeug in der Hand oder unterm Arm, aber er kam nicht weit, die beim Frühschoppen sitzenden Nachbarn und Kameraden klopfen am Fenster, winkten mit dem gefüllten Glase, und wenn der Angerufene nicht Folge leisten wollte, wurde ein politisches Gespräch begonnen über die Grundrechte, den Reichsverweser usw., bis er ebenfalls festsaß. Sehr häufig wurde Freibier gespendet, was dem gütigen Geber immer ein donnerndes Hoch eintrug. Einige beim Bau von Ehrenpforten beschäftigten Arbeiter brachten sogar ein Hoch aus für die Lieferung von Freikaffee. In der Zeitung wurde eifrig gekannegießert; wer sich zum Staatsmann berufen fühlte, tischte dort der staunenden Mitwelt seine Weisheit auf. Die finanzielle Frage stand wie immer im Vordergrund. Am 22. Juli schlug einer vor, man solle die Pensionen der Beamten herabsetzen, und am 23. September veröffentlicht ein Anonymus „Wünsche und Hoffnungen, unsern nächsten Landtag betreffend“, die manches Merkwürdige enthielten. Z. B. meinte er, „die Abgeordneten möchten ihr wichtiges und höchst ehrenvolles Amt ganz unentgeltlich verwalten“. (Die gleiche Ansicht wurde übrigens auch von weimarischen Bauern verfochten; sie berührt uns seltsam in unserer diätenhungrigen Zeit.) Dann riet er ernstlich, „die Regierung sollte den Überschuß an Menschen durch Ankauf von Land in Nordamerika in Arbeit und Brot setzen“. Eine besondere Rolle spielte die Bürgerwehr. In der Stadt leidlich organisiert und ausgerüstet, war sie auf dem Lande mehr komisch als furchtbar. Jedes Dörfchen hatte seinen eignen Hauptmann, und man sah unter diesen Offizieren

manchen, der seine Untergebenen schlimmer als der hitzigste Korporal in die Beine fuchtelte. Wem es seine Mittel erlaubten, der erschien vor seiner Rotte hoch zu Roß als Major mit Majorsepauletten und einem mächtigen Säbel, den er in der Sonne blitzen ließ. Die Bewaffnung war so harmlos wie möglich; die meisten hatten aus Holz geschnitzte Flinten, höchstens befestigten sie noch, um einen bessern Eindruck zu machen, an diesen sogenannten „Büchsen“ wirkliche Gewehrschlösser. Wenn sie eine Schwenkung machen und das Gewehr präsentieren sollten, so konnte es vorkommen, daß die Mehrzahl ihrem Führer den Rücken statt des Gesichtes zukehrte. Auch sonst fehlte es nicht an heitern Zwischenfällen. Der Hauptmann einer kleinen Bürgerwehr, ein alter Soldat aus den napoleonischen Kriegen, hatte trotz seiner Jahre noch immer das lebhafteste Verlangen, den Damen zu gefallen, und schwärzte sich deshalb das Haar, aber nicht mit einem dauerhaften Farbstoff, sondern mit Stiefelwichse. An heißen Tagen löste sich diese Substanz mit dem Schweiß auf, und es bildeten sich auf dem Gesicht und auf der Wäsche schwarze Streifen. Als er einst in einem solchen Zustande an der Spitze seiner Truppen bei einer Fahnenweihe erschien, rief ein Spaßvogel der Heldenschar zu: „Geht nach Hause und wascht euern Hauptmann!“ In ihrem vollsten Glanze zeigten sich diese Bürgerwehren bei den zahllosen Fahnenweihen. Da strömten sie von nah und fern zusammen, in ihrer bunt-scheckigen Kleidung, mit den verschiedenartigen Kopfbedeckungen ein Bild der deutschen Einigkeit bietend, exerzierten, kneipten, hielten feurige patriotische Reden und gelobten, Gut und Blut für die Sache des Vaterlandes zu opfern. Mit dem Militär stand die Bürgerwehr auf gespanntem Fuße. Die Soldaten schämten sich der wenig ehrenvollen, passiven Rolle, die ihnen durch die Revolution aufgedrungen war, und die Bürger gossen durch Neckereien und Hohnreden Öl ins Feuer. So platzten denn die Geister oft hart aufeinander, und es kam nicht selten in den Wirtschaften, z. B. auf dem „Felsenkeller“, zu Prügeleien, bei denen die hölzernen, mit Pech ausgegossenen Bierkannen als Angriffswaffen benutzt wurden. Da die Stimmung eine immer gereiztere wurde, so sah sich die Regierung endlich gezwungen, die Soldaten ganz aus der Stadt zu entfernen und auf den Dörfern einzuquartieren. Im Herbst des Jahres wurden dann die Schwarzburgischen Truppen überhaupt aus dem Lande entfernt und in die Reußischen Fürstentümer gelegt, während an ihre Stelle Königlich sächsisches Militär einrückte, das sich bald mit der Bürgerschaft anfreundete. Bei dieser Gelegenheit machte die Regierung zugleich der Volksmeinung das Zugeständnis, daß sie einige ältere Feldwebel zu Leutnants beförderte — eine Maßregel, die später keine Nachahmung gefunden hat.

Weniger harmlos zeigte sich das Volk in seinem Verhalten dem Walde und dem Wilde gegenüber. Wenn unter dem Wilde etwas aufgeräumt wurde, so war das schließlich kein großes Unglück, denn Fürst Friedrich Günther hatte seine Jagdliebhaberei zu weit getrieben, und die Wälder und Felder wimmelten förmlich von Hasen und Rehen, die dem Landmann großen Schaden taten. Ob es nun nötig gewesen wäre, so barbarisch unter dem Getier aufzuräumen, wie es geschah, ist freilich eine andre Frage. Am 15. Juli klagte jemand in der Zeitung: überall trieben sich Wildschützen herum, Bauern und Bürger, Tagelöhner und Handwerker, Fabrikanten und Balsamträger, von deren Schüssen die Wälder widerhallten. Die Landleute aßen nach ihrem eigenen Geständnis „Rehbraten wie Brot“. Die Volkstedter Bürgerwehr zog in corpore aus, um die Hasen „als höchst schädliche Tiere“ hundertweise zu vertilgen. Der fürstliche Wildgarten in der Nähe von Katzhütte wurde zerstört. Schlimmer war es schon, daß auch die Forsten arg mitgenommen wurden. Am bösesten scheint es in Paulinzella hergegangen zu sein, wo laut einem Notschrei vom 2. September „die Bestände umgehauen und mit dem Raub der schändlichste Wucher getrieben“ wurde. Ein Waldfreund klagte am

10. Oktober die endlosen Fahnenweihen an, die dazu verleiteten, daß junge Tannen, die man zum Festschmuck brauchte, massenhaft niedergeschlagen wurden. Aber schließlich empörte sich der gesunde Sinn der Bevölkerung gegen diesen Unfug: man wollte die Haupteinnahmequelle des Landes nicht mutwillig vernichten lassen, und die Bürgerwehren, z. B. in Königsee, Blankenburg, Schwarzburg übernahmen den Forstschutz. Die Neuhäuser verwahrten sich öffentlich gegen die Behauptung, sie wollten nächstens mit einer Schar von 500 Mann einen Einfall in den Schwarzburger Tiergarten machen, um selbigen zu zerstören. Ein widerspenstiges Dorf, das Holzfrevler der Justiz nicht ausliefern wollte, veranlaßte beinahe eine Art Froschmäusekrieg. Die Rudolstädter Bürgerwehr wurde zusammengetrommelt, um gegen die Empörer zu ziehen: unterwegs schlossen sich die Mannschaften der angrenzenden Dörfer an, und eine ansehnliche Menge rückte in das Weichbild des aufrührerischen Ortes ein. Aber dort hatte schon die Vernunft gesiegt: die Einwohner hatten sich inzwischen der Schuldigen bemächtigt und händigten sie dem Exekutionsheer ein, das nun ohne Blutvergießen heimkehren konnte.

Trotz dieser kommunistischen Anwandlungen blieb das Volk der Republik, die man damals als das Allheilmittel anpries, entschieden abhold; denn daß der Landtag am 28. November beschloß, den Adel abzuschaffen und den Adelstitel nicht mehr anzuerkennen, war kein Ausfluß republikanischer Gesinnung, da im deutschen Parlament auch überzeugte Monarchisten für einen ähnlichen Antrag gestimmt hatten. Die Zeitung veröffentlichte Spottartikel gegen die „republikanische Kopfgericht“; die republikanischen Hetzapostel Jäde und Reventlow brachten zwar hie und da Versammlungen zustande, deren Teilnehmer zu dem Schwur aufgefordert wurden, Gut und Blut, Leib und Leben für die deutsche Republik zu opfern; aber diese Schwüre wurden nicht in Taten umgesetzt, und niemand rührte einen Finger, als die beiden Demagogen eingesperrt wurden. Auch während dieser Wirren sind die Schwarzburger gut monarchisch geblieben. Fürst Friedrich Günther ertete, als die erste Verstimmung vorüber war, wieder die alte Verehrung. Wohin er kam, wurde er mit Jubel begrüßt, und seine Untertanen wetteiferten miteinander in Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit. Als die Mediatisierung der deutschen Kleinfürsten angeregt worden war, hagelte es von allen Seiten Proteste; eine Gemeinde nach der andern legte öffentlich Verwahrung gegen dergleichen Pläne ein und erklärte, dem angestammten Fürstenhause treu bleiben zu wollen. Diese Treue hat etwas Rührendes. Auch sonst hat jene Zeit trotz ihrer Verworrenheit viel Großes und Heiliges. Zum ersten Male wieder seit langen Jahren besann sich das deutsche Volk auf seine alten Ideale. Der Kaisergedanke lebte auf: man arbeitete an der wirtschaftlichen und politischen Einigung Deutschlands. Hierin berührt sich jene Epoche ganz merkwürdig mit der Gegenwart und auch noch in einem andern Punkte: in der Schwärmerei für die Seegewalt des Vaterlandes. Damals wie heute wurden Sammlungen für die deutsche Flotte veranstaltet.

Aber es fehlte im großen wie im kleinen der rechte Mann, der die schlummernden Kräfte zusammengefaßt und zur vollen Entfaltung gebracht hätte, wie es in unsern Tagen in so glorreicher Weise der Schöpfer des neuen Reiches, Otto von Bismarck, getan hat; die Bewegung flaute langsam ab und verlief schließlich im Sande.

Die Schlagworte der deutschen Revolution büßten ihre Wirkung ein, als die besitzlosen Klassen zur Erkenntnis kamen, daß sie im Grunde genommen durch Preßfreiheit, Ministerverantwortlichkeit und andere an sich sehr schöne Dinge für sich nichts gewonnen hatten, daß im Gegenteil der gelähmte Zustand des Erwerbslebens und die daraus hervorgegangene Arbeitslosigkeit ihre Lage im Vergleich zu früher eher verschlechtert als verbessert hatte. Nutzen hatte eigentlich nur der Bauernstand gezogen, der von den Feudallasten befreit worden war.

Die großen Geldleute, die Beamten sehnten sich zurück nach dem ehemals herrschenden straffen Regimente, unter dem sie selbst ein gewichtiges Wort mitgesprochen hatten, ohne für ihre Stellung zittern zu müssen. Sobald die Massen von den Führern abfielen, war die Sache der Revolution verloren: Offiziere brauchen Soldaten, um Siege zu erfechten.

Dieses Schauspiel wiederholte sich auch in Rudolstadt. Am bezeichnendsten für den Wandel, der sich allmählich in den Anschauungen vollzog, ist das Schicksal des Anstifters der rudolstädtischen Revolution, des bereits genannten Hönniger. Nach dem zehnten März war er zum Regierungsrat aufgerückt und ohne Zweifel hätte er, getragen von der damals allmächtigen Volksmeinung, noch höher steigen können, wenn er nicht die scheinbar ruhmvollere Laufbahn des Reichstagsabgeordneten vorgezogen hätte, die ihn leider statt aufwärts immer mehr in die Tiefe führte. Er hatte sich dem linken Zentrum der Nationalversammlung angeschlossen — dem u. a. Uhland angehörte — und war der hoffnungslosen Sache bis zum Ende treu geblieben und dem Rumpfparlamente nach Stuttgart gefolgt, wo er am 18. Juni 1849 gleich den übrigen den Bajonetten weichen mußte. Im August 1848 hatte er noch einen glänzenden Einzug in Rudolstadt gehalten und war beinahe wie ein Gott gefeiert worden. Man hatte ihm zu Ehren Triumphbogen gebaut und alles mit Kranzgewinden geschmückt; die höchsten Beamten hatten als Mitglieder der Bürgerwehr mit Spalier bilden und das Gewehr präsentieren müssen. Jetzt kehrte der schiffbrüchige Parlamentarier unter erschreckender Gleichgültigkeit seiner Mitbürger in die Heimat zurück, machtlos und von seinen Anhängern verlassen. Man durfte es sogar wagen, ihm wegen Widersetzlichkeit den Prozeß zu machen; er verlor sein Amt und die damit verknüpfte Besoldung und soll nur durch Unterstützung einiger Freunde vor Not geschützt worden sein. Als er in seinem Hause von der Treppe stürzte und den Hals brach war er für seine Landsleute schon längst ein toter Mann.

Der Traum von Deutschlands Einigkeit und Freiheit war aus: die schillernde Seifenblase phantastischer Hoffnungen und halbreifer Ideale war zerplatzt. Das Schwarzburger Ländchen fiel wieder in seinen alten Schlaf zurück. Der Sturm im Glase Wasser war vorüber — die Revolution in Schlafrock und Pantoffeln war zu Ende.

Die großen Geldleute, die Regimente, unter dem sie Stellung zittern zu müssen Revolution verloren: Offiz

Dieses Schauspiel w Wandel, der sich allmählic rudolstädtischen Revolution er zum Regierungsrat aufge Volksmeinung, noch höher des Reichstagsabgeordneten Tiefe führte. Er hatte si dem u. a. Uhland angehört und dem Rumpfparlamente den Bajonetten weichen in Rudolstadt gehalten und w Triumphbogen gebaut und als Mitglieder der Bürgerv kehrte der schiffbrüchige I in die Heimat zurück, ma wagen, ihm wegen Wider damit verknüpfte Besoldu geschützt worden sein. A war er für seine Landsleu

Der Traum von Deut phantastischer Hoffnungen fiel wieder in seinen alten Revolution in Schlafrock u

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale



ehemals herrschenden straffen brochen hatten, ohne für ihre n abfielen, war die Sache der rfechten.

Am bezeichnendsten für den s Schicksal des Anstifters der Nach dem zehnten März war en von der damals allmächtigen einbar ruhmvollere Laufbahn t aufwärts immer mehr in die ersammlung angeschlossen — bis zum Ende treu geblieben Juni 1849 gleich den übrigen einen glänzenden Einzug in en. Man hatte ihm zu Ehren die höchsten Beamten hatten ar präsentieren müssen. Jetzt eichgültigkeit seiner Mitbürger lassen. Man durfte es sogar er verlor sein Amt und die g einiger Freunde vor Not' e stürzte und den Hals brach

us: die schillernde Seifenblase Das Schwarzbürger Ländchen e Wasser war vorüber — die